



Inhalt

118	<i>Zur Einführung</i> <i>Roger Mielke: Grenzen</i>
	<i>Essays</i>
122	<i>Florian Herrmann: Margrit Dürring (1939 bis 2017)</i>
124	<i>Hartmut Löwe: Askese</i>
128	<i>Johannes Halmen: Mitte und Grenzen der Kirche</i>
137	<i>Herbert Naglatzki: Zu Hause – wo?</i>
143	<i>Frank Lilie: Hüben und Drüben – von Grenzen und ihrer Überbrückung</i>
150	<i>Wolfgang Burggraf: No Borders? Mit dem Fahrrad über Grenzen</i>
156	<i>Horst Scheffler: Grenzerfahrungen – Grenzen erkennen, öffnen und schließen</i>
163	<i>Harald Ulland: »Über Grenzen hinweg: Gottes Wort kehrt nicht wieder leer zu ihm zurück.«</i>
168	<i>Gunther Dilling: Grenz-Erfahrungen – Ein Halbmarathon in Ruanda</i>
	<i>Rezensionen</i>
175	<i>Konrad Paul Liessmann: Lob der Grenze</i>
177	<i>Peter Modler: Lebenskraft Tradition</i>
180	<i>Karl-Adolf Bauer: Gemeinschaft der Heiligen – Kommunismus der Liebe</i>
182	<i>Anschriften</i>
183	<i>Impressum</i>

Grenzen. Zur Einführung

von Roger Mielke



Dann ginge es um die Frage, ob Grenzen überhaupt zu rechtfertigen sind.

Was vor drei Jahrzehnten noch am Rand der Gesellschaft stand, ist zur Mitte geworden.

Grenzüberschreitung ist die Leidenschaft unserer Zeit. Als erstes denken wir natürlich an die große Migrationsbewegung der letzten Jahre. Nach Ansicht mancher ist dies erst ein Vorspiel für noch viel umfassendere Wanderungsbewegungen. Aber vielleicht sind diese Grenzüberschreitungen von Millionen von Menschen auf der Suche nach Schutz und nach einem besseren Leben auch ein sozial und politisch besonders folgenreiches Anzeichen für tieferliegende Veränderungen in den vergangenen Jahrzehnten. Dann ginge es um die Frage, ob Grenzen überhaupt zu rechtfertigen sind. Grenzen, so die Unterstellung, schließen aus, trennen, beschädigen das Leben, das aus eigenem Recht in ständiger Bewegung begriffen ist. Damit sind dann nicht nur die Grenzen auf der Landkarte gemeint, sondern etwa auch diejenigen zwischen Geschlechtern, Religionen, Klassen oder sozialen Schichten, Ökonomien.

Die Logik der Grenzüberschreitung zeigt sich dann an einer Tendenz, die seit etwa drei Jahrzehnten die soziale Wirklichkeit ebenso grundlegend verändert hat, wie sie selbst schon Ausdruck von tiefgreifenden Mentalitätsverschiebungen ist: Ich meine die steile Karriere des Konzepts der »Inklusion«. Ursprünglich wurde »Inklusion« als Gesamtbegriff für die Bemühungen verstanden, die körperlich, geistig und seelisch beeinträchtigten Menschen gesellschaftliche Teilhabe ermöglichen sollten. Diese Zielsetzung wurde Schritt für Schritt ausgeweitet hin zum Ideal einer grundsätzlichen und gleichberechtigten Teilhabe aller diskriminierten und benachteiligten Gruppen. Damit wuchs der Kreis der zu »inkludierenden« Personen mehr und mehr. Es geht heute um zugewanderte Menschen, ebenso wie um Personen mit geschlechtlichen Orientierungen, die von denen der Mehrheitsgesellschaft abweichen. Damit verschiebt sich das Koordinatensystem des sozialen Lebens: Was vor drei Jahrzehnten noch am Rand der Gesellschaft stand, ist zur Mitte geworden. Der Historiker Andreas Rödder schreibt dazu: »Im Fall der Kultur der Inklusion gerieten traditionelle Ordnungsvorstellungen und Lebensformen an den diskursiven und normativen Rand.« Hand in Hand damit ging eine eigentümliche Verschiebung im Verständnis dessen, was man bis vor kurzem für »Wirklichkeit« hielt. In einem »konstruktivistischen« Verständnis sind die Erscheinungen des sozialen Lebens durch und durch von gesellschaftlichen Machtverhältnissen bestimmt. Sie sind von den natürlichen Le-

bensbedingungen entkoppelt, Produkt menschlicher Setzungen und auch grundsätzlich und im Ganzen, so sagt man, offen für Neudefinitionen.

Am populärsten und langfristig vermutlich am folgenreichsten wurde dieser Zugang in der Frage der Geschlechterdifferenz: Mann und Frau seien keine »naturgegebenen« Kategorien, sondern angewiesen auf ständige (»performative«) Erzeugung durch Körperpraktiken und Ideologien. Geschlechtliche Identität und sexuelle Orientierung gelte es nun zu befreien aus dem Korsett gesellschaftlich bedingter Festlegungen, sie werden zum Gegenstand einer Wahl und werden sich auch im Lebenslauf durch »Neuwahl« verändern können.

Auch in den Grundbegriffen des politischen Lebens haben sich die Wertungen verändert: Die Nationalstaaten, seit dem frühen 19. Jahrhundert das wesentliche und bis heute dominierende Ordnungsmodell des Politischen, geraten in Legitimationsnöte. Die Staatsbildungsprozesse des 19. Jahrhunderts erscheinen als »Imaginationen« (Benedict Anderson), Nationen und ihre Kulturen seien »erfunden« und können, so die praktisch politische Konsequenz, umstandslos durch andere Ordnungen ersetzt werden. Als Anker des sozialen und politischen Lebens bleiben die »Rechte« der Individuen, fundamental das »Recht, Rechte zu haben« – ungeachtet der Problematik, dass in einer Welt, in der alles zur Imagination geworden ist, die Menschenrechte nur diesen sicheren Anker bieten können, wenn sie konsequent naturrechtlich verstanden werden und damit unbeliebig sind. Aber auch in theologischer Hinsicht sind diese Anker längst ins Rutschen gekommen: Theologien, die sich von der Wirklichkeit Gottes verabschiedet haben; Theologien, die Religion als Deutungshandeln des Subjekts verstehen; Theologien, für die »das Absolute« nur mehr Chiffre der anthropologischen Grunderfahrung ist, dass sich niemand selbst geboren und gezeugt hat. Notabene: Mit den drei oben aufgerufenen Feldern, der Geschlechtlichkeit, des Politischen und des Glaubens, sind die drei Grundordnungen menschlichen Lebens berührt, wie sie die alte Theologie in der Dreiständelehre beschrieben hat: Oikonomia, Politia, Ecclesia; oder simpler: Familie, Staat, Kirche. Die Leidenschaft zur Entgrenzung geht einher mit tiefgehenden Beschädigungen der grundlegenden Institutionen, auf die gelingendes Leben angewiesen ist.

Diese Überlegungen sollen allerdings, um dieses Missverständnis direkt auszuräumen, nicht den Irrtum aufkommen lassen, man könne den destruktiven Begleiterscheinungen dieser Tendenz zur Grenzüberschreitung durch bloße Rückwendung zu vergangenen Lebensformen begegnen. Die Flucht in einen behä-

Die Leidenschaft zur Entgrenzung geht einher mit tiefgehenden Beschädigungen der grundlegenden Institutionen, auf die gelingendes Leben angewiesen ist.

bigen Traditionalismus ist uns in jeder Hinsicht versagt. Mit Blick auf unsere geistlichen Gemeinschaften: Es ist wichtig, sich dieser uns so naheliegenden Flucht in den schönen Schein zu widersetzen.

Ebenso wenig kann es darum gehen, nun die Bewahrung von Grenzen einzuschärfen und – paradox genug – die »Grenze« als solche zum Unterscheidungsmerkmal zu erklären. Hinsichtlich der politisch so bewegenden Frage des Umgangs mit geflüchteten Menschen liegt es auf der Hand: Wir stehen in der Verantwortung, gerade als Christen und als Kirchen. Dieser Verantwortung werden wir durch Stacheldrahtzäune an den Grenzen genau so wenig gerecht wie durch »No Border« und die Proklamation eines individuellen Grundrechts auf Einwanderung.

Machen wir es uns theologisch deutlich: Die innere Mitte des christlichen Glaubens ist eine Grenzüberschreitung! Der ewige und lebendige Gott hat in Jesus Christus die Grenze zwischen Schöpfer und Geschöpf überschritten. Er ist in Jesus der Unsere geworden, um »uns«, will sagen das Menschengeschlecht, im Heiligen Geist durch den Sohn heimzuholen in die ewige Gemeinschaft mit dem Vater. So hat Er uns berufen, Anteil zu bekommen an der Fülle der Wirklichkeit, an Seinem dreieinigen Leben. Das Leben der Christen wird selbst »Grenzüberschreitung« in einem sehr speziellen Sinn sein: Unter Führung des Geistes Gottes wird der »alte Mensch« sterben, damit der »neue Mensch« lebt (Röm 6,6; Eph 4,22-24). Dies markiert einen spannungsvollen Prozess der lebenslangen Gestaltverwandlung, und genau dies ist in der Berneuchener Tradition der »geistliche Pfad«. Diese Grenzüberschreitung führt dann aber dahin, dass wir nur umso tiefer diejenigen werden, die wir sind – und lernen, »wie Geschöpfe leben« (so der Titel der großen Ethik von Hans G. Ulrich).

Wir leben also unausweichlich in einer Zeit unscharfer und sich auflösender Grenzen. Mit dem Charisma der »Unterscheidung der Geister« (discretio spirituum nach 1. Kor 12,10 und 1. Joh 4,1-6) gilt es zu prüfen, welche Grenzen – sine vi sed verbo – verteidigt werden müssen und wo uns in neuer Weise Grenzüberschreitungen abverlangt werden, ja, wo diese Grenzüberschreitungen geistlich notwendig und geboten sind. Wir brauchen ja als Geschöpfe beides: Struktur und Prozess, Beheimatung und Wanderschaft – oder in Grundmetaphern der Bibel: Der Glaube ist Haus und Weg.

Die Beiträge dieses Heftes möchten dabei helfen, den Bedeutungsraum der Grenze auszumessen, die Erfahrungen anderer wahrzunehmen, um in Zustimmung und Widerspruch den eige-

nen Weg, denjenigen unserer Gemeinschaften und den der Kirche, zu finden. Die Beiträge setzen zum Teil auch sozialetische Schwerpunkte. Ich denke, es tut den Berneuchener Gemeinschaften und den ihnen verbundenen Christenmenschen gut, sich dieser Dimension der »Diakonia« zuzuwenden. Die Positionen der Beiträge decken eine weite Spanne ab, stehen vielleicht gar in einzelnen Fragen im Gegensatz zueinander: Ich denke etwa an die Beiträge von Johannes Halmen und Horst Scheffler, lutherischer Pfarrer in Siebenbürgen der eine, Dekan in der Evangelischen Seelsorge in der Bundeswehr der andere. Zur Selbstverständigung im geduldigen Hören und langmütigen Austausch aber brauchen wir genau diese Spannung – so meine Erfahrung, mein Wunsch und meine Erwartung.